

Zur Psychoanalyse der Weiblichkeit*

Übersicht: Kernprobleme der psychosexuellen Entwicklung der Frau — die Über-Ich-Entwicklung; die Entdeckung der Vagina; die Bedeutung des Penisneides; die Rolle des Vaters; die Ungleichbewertung männlicher und weiblicher Kinder; Masochismus und Narzißmus — werden anhand der Resultate neuerer sexualwissenschaftlicher und nachfreudscher psychoanalytischer Untersuchungen diskutiert. Die Veränderungen der sozialen Definition und des Selbstverständnisses der Frauen in den letzten Jahrzehnten haben auf die soziale Matrix der Geschlechtsrollen hinter pseudonatürlichen Determinanten der Ontogenese aufmerksam gemacht.

Es ist bekannt, daß Freud als Ursprung der sexuellen Bedürfnisse bei beiden Geschlechtern eine somatische Erregungsquelle annahm. Der Druck, der in der Samenblase durch die Produktion von Samen entstehe, wurde von den Wissenschaftlern seiner Zeit als Ursache des sexuellen Reizes angesehen. Der Orgasmus des Mannes stand demnach in unmittelbarem Zusammenhang mit der Entleerung der Samenblase und der Wirkung dieser Vorgänge auf das zugehörige Nervensystem. Obwohl die Ausscheidungstheorie als primitivste Form des psychohydraulischen Modells der Sexualität sich auf die Frau und deren Sexualität nicht anwenden ließ, hielt man lange Zeit an ihr fest.

Das Nervensystem hat nach Freud vor allem die Aufgabe, anlangende Reize aufzufangen und einen möglichst spannungslosen Zustand herzustellen. Dementsprechend sei es das Ziel der sexuellen Aktivität, störende Reize zu beseitigen. Mittlerweile haben uns zahlreiche Beobachtungen gelehrt, daß Spannungen gesucht werden und an sich Lust bereiten können, daß sie nicht nur dem Ziel einer spannungslösenden Endlust dienen. Das psychohydraulische Modell der Sexualität, die Vorstellung einer regelmäßig stattfindenden Triebsummierung, die Spannungen hervorruft, die nach Abfuhr drängen, ist heute wissenschaftlich nicht mehr zu halten (vgl. Schmidt, 1975, S. 33). Auch was physiologisch auf die Entstehung von Hunger und Durst und deren Befriedigung zutrifft, können wir auf die menschliche Sexualität nicht übertragen. Bei ihr, wie bei der Entstehung von Aggression, handelt es sich nicht um eine sich ständig „summierende endogene Triebenergie“, sondern — so schreibt der Sexualforscher

* Bei der Redaktion eingegangen am 25. 5. 1978.

Schmidt — „um eine Disposition, auf bestimmte Reize in einer bestimmten Weise zu reagieren“ oder um „eine Bereitschaft, in bestimmten Reizsituationen zu bestimmten Handlungen mit bestimmter Intensität motiviert zu sein“ (a.a.O., S. 42). Diese Disposition oder Motivation zur sexuellen Erregung werde sowohl durch physiologische Zustände im Organismus als auch durch Lernvorgänge und Erfahrungen bestimmt.

Ob die Ersetzung des Triebbegriffs durch Begriffe wie Disposition und Motivation uns Analytiker allerdings viel weiter bringt, ist fraglich; denn auch die Psychoanalyse hat sowohl die Bedeutung der Biologie als auch die Lern- und Wandlungsfähigkeit der Triebe, nämlich der Triebchicksale, betont, ja, zu einem Hauptinhalt ihrer Forschung gemacht. Loewald (1972) geht, was die Lern- und Wandlungsfähigkeit der Triebe betrifft, noch einen Schritt weiter. Er definiert sie als nicht festgelegte psychische Kräfte, die erst durch die Interaktion von Mutter und Kind in ihrer frühesten psychischen Einheit strukturiert und organisiert werden. Die Umformung der psychischen Kräfte zu Lebens- und Todestrieben ist ihm zufolge also von den ersten sorgenden Beziehungspersonen des Kindes abhängig. Die Destruktivität, ob gegen die eigene Person oder andere gerichtet, ist, wie die Liebesfähigkeit, abhängig von den primitiven Objektbeziehungen.

Unbestreitbar ist, daß die Fähigkeit zur sexuellen Erregung von mannigfachen bewußten *und* unbewußten, psychischen *und* physischen Erfahrungen, Erlebnissen und Konfliktverarbeitungen abhängt¹. Würde es sich um die einfache Summation triebenergetischer Kräfte handeln, die nach Spannungslösung durch Abfuhr drängen, wäre die oft lebenslange Frigidität der sonst symptomfreien Frau nicht zu erklären. Beeindruckend war für mich, daß Wissenschaftler lange Zeit an dem psychohydraulischen Modell der Entstehung und Abfuhr von Sexualität festhielten und es gleichzeitig als „normal“ ansahen, wenn Frauen keine sexuellen Bedürfnisse hatten bzw. wenn diese nur in der Ehe durch den Mann und im Dienste der Reproduktion erweckt wurden. Hier wird überdeutlich, daß das, was jeweils als „wissenschaftliche“ Wahrheit deklariert wird, von gesellschaftlichen Machtstrukturen und entsprechenden Vorurteilen abhängt. Nach dem patriarchalischen Konzept der Zeit, in der auch Freud aufwuchs, hatte eine Frau keine selbständige, zumindest keine von einem Mann unabhängige Sexualität zu empfinden. Damit hing wohl auch die Ablehnung der klito-

¹ „Es ist nicht die Rede davon, daß der Rat, sich sexuell auszuleben, in der analytischen Therapie eine Rolle spielen könnte. Schon deshalb nicht, weil wir selbst verkündet haben, bei den Kranken bestehe ein hartnäckiger Konflikt zwischen der libidinösen Regung und der Sexualverdrängung...“ (Freud, 1916/17, S. 449).

ridalen sexuellen Reizbarkeit als „männlich“ und die Hochschätzung des vaginalen Orgasmus als Ausdruck „reifer Weiblichkeit“ zusammen. Die Kenntnisse über die Physiologie der Sexualität bei beiden Geschlechtern haben sich inzwischen vermehrt; die Hormonforschung hat seit Freud große Fortschritte gemacht. Dennoch wird der Einfluß der Sexualhormone auf die sexuelle Erregbarkeit von verschiedenen Forschern unterschiedlich bewertet. Nach M. J. Sherfey sind vor allem diejenigen Hormone, die für eine Beckenvenenstauung sorgen, für die physiologisch-sexuelle Stimulierung der Frau verantwortlich. „Die größere sexuelle Ansprechbarkeit ist in erster Linie einer erhöhten Beckenvenenstauung und der für die prämenstruelle Phase typischen Ödematisierung zu verdanken, was wiederum bedeutet, daß die Frau ihre maximale Potenz nur während der zehn bis vierzehn Tage des prämenstruellen Abschnitts hat ...“ (Sherfey, 1966, S. 156 ff.). Andere Forscher wiederum behaupten genau das Gegenteil: Sie sehen eine Tendenz zur vermehrten sexuellen Aktivität und Orgasmustätigkeit in der Mitte des Zyklus. In der Lutealphase (Benedek und Rubenstein, 1939; vgl. auch Schmidt, 1975, S. 36 f.) lasse sie deutlich nach, die prämenstruelle Beckenvenenstauung wirke nur störend auf den Verkehr. Nach diesen Quellen sollen die Östrogene eher eine die Sexualität steigernde und das Progesteron eine hemmende Wirkung auf die sexuelle Aktivität haben. Bei Mann wie Frau werden Androgene von den Forschern als libidosteigernd angesehen.

Daß die Aussagen über die Wirkung der Hormone bzw. über die Periodizität der weiblichen Aktivität so unterschiedlich, ja, gegensätzlich ausfallen, zeigt uns, wie unterschiedlich Frauen von Individuum zu Individuum reagieren müssen. Das ist ein weiterer Beweis dafür, daß die menschliche Sexualität nicht nur von biologischen Faktoren, sondern in hohem Maße von äußeren und innerpsychischen Reizen und Normvorstellungen abhängig ist. Die psycho-physiologische Basis der Sexualität ist nach wie vor ein umstrittenes und offenbar in weiten Bereichen noch unerforschtes Gebiet.

Freuds Theorien von der sexuellen Entwicklung der Frau, in denen Anatomie und Embryologie eine große Rolle zu spielen scheinen, spiegeln im Grunde die biologische und kulturelle Situation der Frau wider, wie sie sich im Laufe einer langen Geschichte psychisch niedergeschlagen hat. Zweifellos teilte Freud einige der typisch männlichen Vorurteile der bürgerlichen Gesellschaft der Jahrhundertwende über Wesen und Bestimmung der Frau; sie spiegeln sich z. B. in seiner Theorie vom Penisneid wider, dessen Entstehung er ausschließlich auf die Wahrnehmung der anatomischen Unterschiede zurückführte, ohne die Wirkung des Penis als Symbol ge-

sellschaftlicher Macht und Bevorzugung genügend zu beachten. Dennoch hat er m. E. aufgrund seines genialen psychologischen Scharfblicks wie niemand vor ihm zur Befreiung der Frau von der heuchlerischen Sexualmoral seiner Zeit beigetragen. Mit Hilfe seiner Methode gelang es erstmalig, die Motive, die hinter der männlich-egoistischen Idealisierung und gleichzeitigen Infantilisierung und Degradierung der Frau lagen, konsequenter zu durchschauen. Schon in seinem 1910 erschienenen „Beitrag zur Psychologie des Liebeslebens“ (1910) konnte er die unbewußten Ursprünge der Ambivalenz des Mannes, seine Neigung, die Frauen in Huren und Heilige aufzuteilen, einleuchtend erklären, indem er sie auf die ödipale Eifersucht des Sohnes zurückführte. Indem es ihm gelang, das Denkverbot auf sexuellem Gebiet zu durchbrechen, unter dem die Frauen seiner Zeit und seiner Gesellschaft standen, wurden auch andere Denkhemmungen aufgehoben. Dadurch hat er eine der wichtigsten Voraussetzungen dafür geschaffen, daß bisher als spezifisch weiblich angesehene Eigenschaften und intellektuelle Einschränkungen sich änderten und als kulturell bedingt entpuppten.

Die psychische Verarbeitung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes war also — nach Freud — der Ursprung des Minderwertigkeitsgefühls und der Selbstverachtung der Frau. „Nachdem es“ (das Mädchen) „den ersten Versuch, seinen Penismangel als persönliche Strafe zu erklären, überwunden und die Allgemeinheit dieses Geschlechtscharakters erfaßt hat, beginnt es, die Geringschätzung des Mannes für das in einem entscheidenden Punkt verkürzte Geschlecht zu teilen ...“ (Freud, 1925, S. 25). Das kleine Mädchen wende sich jetzt von der Mutter ab, die es wie sich selbst als minderwertig erlebe, und dem wertvolleren Vater zu. Diese Zuwendung habe eine deutlich sexuell-genitale Note, die übrigens von unserer Gesellschaft bis heute weit mehr zugelassen wird als die inzestuös getönte Beziehung des Sohnes zu seiner Mutter. Es wird auch immer noch als „normaler“ angesehen, wenn eine jüngere Frau einen wesentlich älteren Mann heiratet, als umgekehrt.

Den Knaben treibe seine Kastrationsangst dazu, sich mit dem Vater und seinen Verboten zu identifizieren und die inzestuöse Bindung an die Mutter aufzugeben. Dem Mädchen, das körperlich nichts Entsprechendes zu verlieren habe und dies „endlich“ auch einsehen lerne, fehle der Anlaß zu einer solchen strengen Verinnerlichung von Geboten und Verboten, d. h. es entwickle im Vergleich zum Knaben ein schwächeres Über-Ich. Auch die Fähigkeit zum Abstrahieren und sachlichen Denken, die man bis heute dem Mann mehr als der Frau zuspricht, wird mit den rigorosen Verinnerlichungen und der entschiedeneren Abkehr des Knaben von inzestuösen Besetzungen in Zusammenhang gebracht.

In letzter Zeit haben verschiedene Autoren (Marcuse, 1963; Mitscherlich, 1963; H. u. Y. Lowenfeld, 1970) darauf hingewiesen, daß die permissive, hauptsächlich von Frauen durchgeführte Erziehung und die „Vaterlosigkeit“, d. h. die durch sein erzieherisches Desinteresse und durch seinen Beruf bedingte physische und psychische Abwesenheit des Vaters, also das Fehlen eines sichtbaren väterlichen Vorbildes in der technisch-industrialisierten Gesellschaft dazu geführt habe, daß das Über-Ich auch des Knaben wesentlich weniger strenge Züge aufweist und die Geschlechter in ihrem Verhalten, ihrer Kleidung etc. sich einander zunehmend angeglichen haben.

Wer als Frau sogenannte phallisch-klitoridale Empfindungen nicht aufzugeben bereit war, brachte es nach Freud nicht zu einer reifen genitalen Weiblichkeit. Diese drücke sich nicht nur im Kinderwunsch, sondern — nach der Pubertät — auch in der vaginalen Orgasmusfähigkeit aus. Daß diese Vorstellungen von der unreifen klitoridalen und reifen vaginalen Sexualität der Frau zeitgebunden waren, haben die Forschungen von Masters und Johnson und von manchen Analytikern mittlerweile eindeutig bewiesen.

Auch Freuds Theorie über die Entstehung und Entwicklung des Penisneides wurde nicht von allen Psychoanalytikern geteilt. Die Ansichten Karen Horney (1923, 1933) z. B. unterscheiden sich von denen Freuds. Nach ihrer Meinung kann die Entdeckung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes allein den Penisneid nicht erklären. Erst die narzißtische Überschätzung der Ausscheidungsprozesse in der analen Phase, die infantile Schau- und Zeigelust, bei der der Knabe im Vorteil ist, und schließlich, daß dem Knaben erlaubt, ja gelehrt wird, beim Urinieren sein Glied anzufassen, was das kleine Mädchen als Onanieerlaubnis deutet, führe zu einem verständlichen Neid auf den Knaben und seine für das kindliche Erleben bessere genitale Ausstattung. Dieser kindliche Penisneid sei allgemein zu beobachten, aber von vorübergehender Bedeutung. Die nachhaltige Wirkung auf die spätere Entwicklung der Frau, die Freud dem Penisneid zuschrieb, konnte Horney nicht beobachten. Dazu bedürfe es einer neurotischen Entwicklung, die meist durch Erlebnisse zur Zeit des ödipalen Konflikts eingeleitet werde.

Was Horney als sekundären Penisneid beschreibt, ist Ausdruck einer Abwehr gegen ödipale Wünsche, die Angst machen oder Enttäuschungen verursacht haben. Die Folge ist: Das Mädchen gibt den Vater als Liebesobjekt auf und identifiziert sich stattdessen mit ihm. Erst diese Identifikation mit dem Vater, die zu Vergleichen Anlaß gibt, läßt Kastrationsangst, Rachebedürfnisse und Gefühle des Neides auf die Männer entstehen und leitet

die phallische Phase des Mädchens ein. Obwohl Horneys Beobachtungen in vielem zutreffen, unterschätzt sie m. E. die Wirkung traditionsbedingter, generationenalter Identifikationen und Wertvorstellungen der Eltern — insbesondere der Mutter — auf die frühe Entwicklung des Mädchens. Das fängt schon mit der Geburt an und läßt das kleine Mädchen die Penislosigkeit als handfesten Beweis für die eigene Minderwertigkeit erleben.

Klinische Erfahrungen sprechen dafür, daß die phallische Entwicklungsphase des Mädchens mit ihrem Wunsch oder ihrer unbewußten Phantasie, ein kleiner Mann zu sein oder sein zu wollen, unterschiedlich ausgeprägt ist und von der Einstellung der Eltern zur Weiblichkeit abhängt. Auch wenn wir beim kleinen Mädchen Reaktionen neidischer Art auf die Wahrnehmung der phallisch-exhibitionistischen Fähigkeiten des Knaben, die ihm selbst abgehen, beobachten können, ist dies m. E. nur dann die Ursache eines grundlegenden, über die anal-urethrale oder Individuations- und Loslösungsphase hinausgehenden, auf Penismangel beruhenden Selbstwertdefizits der Frau, wenn die Eltern die Minderbewertung der Weiblichkeit teilen und in der Einstellung zu ihrer Tochter bewußt oder unbewußt zum Ausdruck bringen.

Nach den offensichtlichen Veränderungen weiblicher Verhaltensweisen im Laufe der letzten 50 bis 60 Jahre ließ sich deren Abhängigkeit von gesellschaftlichen Verhältnissen und Vorurteilen nicht mehr übersehen. Sie als gesetzmäßig verlaufende biologisch-psychische Entwicklungen anzusehen, erwies sich als unhaltbar. Außerdem haben sich seit Freud die Kenntnisse von der frühen Kindheit vertieft und beeinflussen die Theorien über die geschlechtsspezifischen Entwicklungen. Neben der psychosexuellen Entwicklungstheorie Freuds hat sich die Theorie der stufenweise erfolgenden Loslösung und Individuation von Margaret Mahler (1965; 1968; 1972; 1974; 1975) und ihren Mitarbeitern durchgesetzt. Sie messen der Wiederannäherungsphase, die bekanntlich in der zweiten Hälfte des zweiten Jahres beginnt, eine ebenso große Bedeutung für die psychische Entwicklung zu wie dem Ödipuskomplex.

Ich möchte auf diese Theorie näher eingehen, denn in ihr wird die Zuwendung zum Vater nicht auf den Penisneid des kleinen Mädchens zurückgeführt, sondern gewinnt eine neue Bedeutung, obwohl die Wahrnehmung des Geschlechtsunterschiedes von M. Mahler und anderen Autoren früher als bei Freud, nämlich am Ende des zweiten Lebensjahres, angesetzt wird. In der „Wiederannäherungsphase“ geht es auch nicht um einen Rivalitätskonflikt des Kindes, das den gegengeschlechtlichen Elternteil begehrt und den gleichgeschlechtlichen als Konkurrenten erlebt, sondern um eine

neue Stufe in der Entwicklung seiner Individuationsfähigkeit. Der Konflikt entsteht durch einander widersprechende Bedürfnisse wie das Streben nach größerer Unabhängigkeit, das dem Kind inhärent ist, und dem Wunsch, die Einheit mit der Mutter, die Abhängigkeit von ihr nicht aufzugeben.

Der Vater bietet sich in der Familie als neues Objekt an, das von der allzu großen Abhängigkeit von der Mutter befreit. Natürlich ist das Bedürfnis nach einem dritten Objekt auch eine Reaktion auf unvermeidbare Enttäuschungen an der Mutter, aber ihm liegen nach Margaret Mahler weniger Penisneid, passiv homosexuelle Strebungen des Knaben oder heterosexuelle des Mädchens zu Grunde als der Entwicklung des Kindes entsprechende Autonomiebedürfnisse. Erst mit der Fähigkeit, zu zwei Personen eine unterschiedliche Beziehung zu haben, lernt das Kind schärfer zwischen sich und der Mutter zu unterscheiden und entsprechend getrennte Selbst- und Objektrepräsentanzen aufzubauen. Diese „Triangulierung“, die Abelin (1971, 1975), ein Mitarbeiter Margaret Mahlers, als dritten wichtigen Organisator der kindlichen Entwicklung (neben dem von Spitz angeführten „Nein“ und dem aufrechten Gang) ansieht, unterscheidet sich von der ödipalen Dreier-Konstellation (vgl. auch Rotmann, 1978). Denn gerade die enge Beziehung, die den Vater mit der Mutter verbindet, gilt als Voraussetzung dafür, daß das Kind — Knabe und Mädchen gleichermaßen — sich ihm im Sinne einer Erweiterung der primären Mutter-Kind-Einheit zuwenden kann. Zunehmend entsteht dann — in einer solchen idealen Konstellation —, was Winnicott (1953; 1963) als „cross-identification“ beschrieben hat, d. h. eine Gemeinsamkeit, in der sich die Eltern sowohl ineinander als auch in das Kind einfühlen und das Kind durch schrittweise Verinnerlichung dieser Haltung eine differenziertere Identifikations- und Einfühlungsmöglichkeit gewinnt.

Die Problematik des Loslösungs- und Individuationsprozesses unterscheidet sich also wesentlich von der des ödipalen Konflikts, beeinflusst aber die Einleitung und den Verlauf der ödipalen Phase entscheidend. Nach den Erfahrungen Margaret Mahlers kann dieser nur positiv — d. h. ohne Abbruch der Beziehung zu einem Elternteil — gelöst werden, wenn vorher die „Triangulierung“ in der Wiederannäherungsphase einigermaßen gelungen ist. Mit der Triangulierung soll auch der Penisneid weitgehend überwunden sein, da durch Verinnerlichung einer harmonischen Beziehung zu zwei als verschieden erlebten Menschen die Objektrepräsentanzen sinnvoll verbunden werden können und das Selbstbild als integriert erlebt wird. Danach spielen Gefühle, körperlich minderwertig oder zerstört zu sein, kaum noch eine Rolle. Mit dieser Theorie vertritt Margaret Mahler

eine Position, die der phallisch-monistischen Theorie Freuds widerspricht, nach der sich das kleine Mädchen als zu kurz gekommener Mann fühlt und sich aus Penisneid dem Vater zuwendet.

Für das ödipale Mädchen der Freudschen psychosexuellen Theorie ist die Mutter eine enttäuschende Rivalin, die ihr den Penis vorenthalten hat, den ihr jetzt der Vater in Gestalt eines Kindes ersetzen soll. Die Mutter wird nach dieser Theorie außerdem als jemand angesehen, der unfähig ist, seine Tochter ambivalenzfrei zu lieben. Hier spielt die „cross-identification“ in der Dreipersonenbeziehung kaum eine Rolle; Abwendung und Haß, zumindest hochgradige Ambivalenz zwischen Mutter und Tochter, und Gefühle der anatomischen und psychischen Minderwertigkeit des Mädchens beherrschen die Szene.

Nach Freud verinnerlicht also die Frau die Ge- und Verbote der Eltern, d. h. ihrer Gesellschaft, weniger als der Mann, d. h. ihr Über-Ich bleibt schwach, weil sie weniger an Kastrationsangst leidet und deswegen an die inzestuöse Beziehung zum Vater bzw. an die Haßliebe zur Mutter fixiert bleibt. Im Gegensatz dazu spricht Melanie Klein von einer besonders frühen Entwicklung des Über-Ichs bei Frauen, das aber sadistische Züge trägt. Auch Melanie Klein hat den phallischen Monismus Freuds in Frage gestellt, indem sie die Ansicht vertrat, daß das kleine Mädchen seine Vagina schon in den ersten Lebensjahren entdecke. Frühe vaginale Triebregungen könnten durchaus beobachtet werden, würden aber aus Angst vor Angriffen auf das Körperinnere alsbald wieder verdrängt. (Ähnliches behaupten auch Horney (1923, 1933), Josine Müller (1931), Jones (1933), Chasseguet-Smirgel (1964 b), Kestenberg u. a. (1968). Diese und andere Autoren vertreten die Ansicht, daß, je intensiver vaginal-sexuelle Triebbedürfnisse in der frühen Kindheit wahrgenommen werden, umso größer die Angst vor Verletzungen des Körperinneren sei. Diese Angst entspräche der Kastrationsangst des Knaben und gebe Anlaß zur Bildung eines Über-Ichs. Diesen Theorien zufolge erlebt sich das Mädchen also von vornherein als feminin, ist kein „kleiner Mann“, sondern sich des weiblichen Genitales bewußt.

Mir scheint es aus Gründen der physiologischen Entwicklung der Vagina, die bis zur Pubertät ein unterentwickeltes Organ mit nur geringer Gefäßversorgung und kaum vorhandener Sekretabsonderung ist, eher unwahrscheinlich, daß die Vagina im Sinne sexueller Lustempfindung vor der Pubertät eine der Klitoris, die schon früh sexuelle Reaktionen zeigt, entsprechende Rolle spielen soll. Das schließt natürlich nicht aus, daß das kleine Mädchen oft neugierig sein Genitale erforscht und dadurch die Existenz seiner Vagina entdeckt (vgl. auch Mitscherlich-Nielsen, 1975). Beide Theo-

rien, die phallisch-monistische Freuds und diejenige der Verfechter einer frühen Entdeckung der Vagina und ihrer oral-sexuellen Bedürfnisse, stimmen darin überein, daß sie die psychische Entwicklung der Frau von biologisch-anatomischen Bedingungen abhängig sehen, die deterministische Wirkung haben sollen. Das muß bezweifeln, wer beobachtet, welchen Einfluß die Erziehung, d. h. das Verhalten, bewußte und unbewußte Phantasien und Wertvorstellungen der frühen Beziehungspersonen auf die Psyche des Kindes ausüben.

Auch die Wahrnehmung seiner Vagina rettet das kleine Mädchen im übrigen kaum vor der Entwicklung eines Gefühls der Minderwertigkeit, wenn es sich mit dem Mann vergleicht. Denn Penis und Vagina besitzen in unserer Gesellschaft sicherlich keine äquivalente symbolische Bedeutung. Der Phallus, als ~~sicht-~~ und anfaßbares Organ, stellt in unserer Gesellschaft die sichtbare und leicht faßbare Macht und Vorherrschaft des Männlichen dar. Die Vagina, selbst wenn sie aufgrund früher Sensationen und Explorationen wahrgenommen werden sollte, besitzt keine entsprechende Repräsentanz, es sei denn, sie würde im Unbewußten als Symbol der mütterlichen Allmacht der frühen Kinderjahre erlebt. Dafür scheint aber die Brust der Mutter geeigneter zu sein. Viele Analytiker (M. Klein, 1932; H. Deutsch, 1925; E. Jones, 1933; u. a.) setzen denn auch den Penis in seiner unbewußten Bedeutung für manche Frauen der Mutterbrust gleich.

Schon Freud schreibt, der Mann erbe die Beziehung seiner Frau zu ihrer Mutter. Je schlechter die ursprüngliche symbiotische Mutter-Kind-Beziehung gewesen sei, umso dringlicher werde die Erfüllung der frühen oralen Versagungen vom Vater und später vom Mann als Geschlechtspartner gefordert. Wenn aber der Vater einführend auf die von der Mutter enttäuschten besonderen Bedürfnisse seiner Tochter eingeht, hat auch das für die Beziehung zum späteren heterosexuellen Partner oft eine negative Bedeutung. Denn als Folge davon kann sich eine übermäßig idealisierende Bindung an den Vater entwickeln, gegenüber der jede andere Beziehung als enttäuschend erlebt wird.

Die Enttäuschung an der Mutter oder der Ursprung des ungelösten Konflikts mit ihr wird m. E. oft zu Unrecht auf die symbiotische oder orale Stufe verlegt. Häufig bahnt sich die Störung in der gegenseitigen Beziehung erst in der Loslösungs- und Individuationsphase an, in der es zu Konflikten Anlässe genug gibt, wie Margaret Mahler und ihre Mitarbeiter eingehend schildern. Denn wie später in der Pubertät fällt es manchen Müttern schwer, in dieser Zeit auf altersentsprechende Trennungswünsche ihrer Töchter einzugehen. Solche Mütter suchen in der allzu engen Beziehung zu ihrer Tochter meist einen Ersatz für ihre Enttäu-

schung in der Ehe und/oder wiederholen damit unbewußt Verhaltensweisen der eigenen Mutter ihnen selbst gegenüber. Nur wenn sich beide — Mutter und Kind — darin bestätigen, daß sie gut und befriedigend füreinander sind, werden sie auch sich selbst als gute und befriedigende Mutter bzw. als gute und befriedigende Tochter erleben können. Denn aufgrund des Ineinanderfließens von Selbst und Objekt in den frühen Entwicklungsphasen — und dazu gehört die Phase der Loslösung und Individuation noch weitgehend — wird für das kleine Mädchen das unbefriedigte Selbst zur unbefriedigenden Mutter; wenn man sich selbst haßt, haßt man auch die eigene Mutter und vice versa (vgl. auch Benedek, 1960).

Wenn die Loslösungs- und Individuationsphase und insbesondere deren Subphase der Wiederannäherung mit optimaler Einfühlung in die unterschiedlichen und schwankenden Bedürfnisse des Kindes nach Trennung, Autonomie, Triangulierung und Wiedernannäherung verläuft, wird auch der ödipale Konflikt mit Hilfe eines weiteren Entwicklungsschrittes so gelöst werden, daß das Kind die Beziehung zu beiden Eltern aufrechterhält und neue, das Ich erweiternde Identifikationen stattfinden können.

Wenn durch die ursprüngliche Beziehung zwischen Mutter und Vater dem Kind nicht das Gefühl vermittelt werden konnte, daß zwischen den Eltern eine Brücke besteht, die dem Kind den Weg von der Mutter zum Vater erleichtert, wird die entwicklungsfördernde Triangulierung in der Loslösungs- und Individuationsphase erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht. Allzu oft fehlt es aber in der Ehe an gegenseitiger Empathie und einer entsprechenden Einfühlung der Eltern in die Bedürfnisse des Kindes. Schon aufgrund jahrhundertelanger unterschiedlicher geschlechtsspezifischer Erziehungspraktiken ist die gegenseitige Einfühlung erschwert. Der Knabe und später der Mann neigen dazu, ihre Interessen über die der anderen in der Familie zu stellen. Der Vater erlebt deswegen nicht selten seine Kinder als Rivalen im Kampf um die Aufmerksamkeit seiner Frau, oder aber er kämpft mit ihnen gemeinsam gegen die als enttäuschend oder allmächtig oder aber auch als wertlos erlebte Mutter. Ich möchte an einem Beispiel darstellen, wie sich hinter ödipalen Konflikten einer Frau typische Trennungsprobleme verbergen können.

Eine junge Frau von ca. 36 Jahren ist verzweifelt, weil sie eine sehr intensive Beziehung zu einem verheirateten Mann hat, der sich aber nicht für eine Trennung von seiner Frau entscheiden kann. Sie ist Juristin, in ihrem Beruf ganz zufrieden und auch relativ erfolgreich, obwohl sie das Gefühl hat, sich nicht durchsetzen zu können. Ihr Selbstwertgefühl war von jeher gestört. Krisen gab es in der Pubertät und im Erwachsenenalter genug, die sich im wesentlichen um den Konflikt zwischen Individuation und kindlicher Abhängigkeit zentrierten.

Mit der Mutter bestand lange Zeit eine gute Beziehung, die aber sicher von allzu großer Abhängigkeit geprägt war. Der Versuch einer altersentsprechenden Trennung von ihr hatte heftigere Gefühle als normal geweckt. Mit dem um 2 Jahre älteren Bruder verstand sie sich schlecht. Er war eifersüchtig auf sie und meinte, daß sie von der Mutter bevorzugt würde. Die Mutter war insofern eine typische Vertreterin unserer Gesellschaft, als sie dem Mann prinzipiell ein weit höheres Prestige in Fragen der Intelligenz und des sozialen Einflusses zumaß. Sie unterwarf sich deshalb in der Familie der Tyrannei der beiden Männer, die sich aber kaum darüber im klaren waren, in welchem Ausmaß sie ebenfalls von ihr abhängig geblieben waren. Darüber machten Mutter und Tochter sich insgeheim lustig. Faktisch trafen die beiden Geschlechter sich in der ziemlich gleichwertigen Verachtung des jeweils anderen Geschlechts.

Die Zuwendung zum Vater, die der Patientin mehr Unabhängigkeit hätte bringen können, wurde von der Mutter nicht gefördert, im Gegenteil, sobald die Tochter solche Neigungen zeigte, reagierte die Mutter vorwurfsvoll. Auf der Onanie lastete ein strenges Tabu, was zur Folge hatte, daß die entsprechenden ödipalen Phantasien unterdrückt werden mußten und sich keine lustvolle Autonomie im Verhältnis zum eigenen Körper entwickeln konnte. Sexualität blieb schuldhaft besetzt.

Der Vater selber war in seinem Verhältnis zur Tochter offenbar nicht einfühlend genug. Obwohl er sie bewunderte, weil sie hübsch war, gelang es ihm nicht, eine tiefere Beziehung zu ihr herzustellen. Dafür kreiste er zu sehr um seine eigenen Probleme und war selber zu abhängig geblieben. Das behinderte die entwicklungsentsprechende Triangulierung. Die Brücke zwischen den Eltern, mit deren Hilfe das Kind eine Erweiterung und Öffnung der allzu engen Mutter-Kind-Beziehung hätte leisten können, war nur bruchstückhaft vorhanden. Hier erkennt man, daß die Einfühlungsfähigkeit des Vaters für die psychischen Belange des Kindes von nicht geringerer Bedeutung für dessen spätere Entwicklung ist als diejenige der Mutter. Ihr wird in dieser Hinsicht viel zu viel aufgebürdet, was dann schließlich oft zu einer Störung in der Individuationsfähigkeit ihrer Kinder, besonders der Tochter, führt.

Die Störungen des Selbstwertgefühls dieser jungen Frau waren einerseits die Folge einer Identifikation mit der Mutter, die sich wegen ihrer oft unterwürfigen Haltung dem Vater gegenüber selber verachtete, andererseits waren sie auf die mehr oder weniger offene Verachtung alles Weiblichen, die von Vater und Bruder wie von der Mutter geteilt wurde, zurückzuführen. Aber auch die eigene Gefühlsambivalenz beiden Eltern gegenüber machten der Patientin Schuldgefühle und stellten ihren eigenen Wert als liebesfähiges Wesen und als Tochter dieser Eltern in Frage. Wenn diese junge Frau sich später wiederholt in gleiche Krisensituationen begab, indem sie sich Männern zuwandte, die bereits gebunden waren, so war das sowohl Ausdruck eines nicht überwundenen ödipalen Konflikts und der damit verbundenen Schuldgefühle und Selbstbestrafungstendenzen als auch der Wunsch, sich von allzu großer innerer Abhängigkeit von einer Mutter-Imago zu befreien. Letzteres gelang deswegen nicht, weil sie in jeder intimen Beziehung die frühe Zwei-Einheit mit der Mutter und die damit konfligierenden Wünsche nach Autonomie wiederholte. Eine harmonische Verbindung dieser beiden Strebungen war ihr schon in der Kindheit mißlungen.

In der Analyse konnte ihr dennoch gut geholfen werden, weil die ersten Verinnerlichungen der mütterlichen Funktionen und der Mutter-Kind-Beziehung trotz Trennungsschwierigkeiten und sexuellem Autonomieverbot im wesentlichen positiv waren.

Auch spätere Identifikationen mit der als vorwiegend gut erlebten Mutter hatte sie in das eigene Selbst integrieren können. Die gefährliche Spaltung in ein gutes und ein böses inneres Objekt, d. h. die Trennung der mitmenschlichen Beziehungen in einen idealisierten und einen verfolgenden, entwertenden oder entwerteten Anteil hatte sie weitgehend überwinden können und gelernt, Ambivalenzgefühle einem geliebten Menschen gegenüber zu ertragen. Auch war sie fähig, Trauerarbeit zu leisten. Damit ist hier gemeint, daß Trennung von infantilen Bindungen schließlich möglich wurde und die Verinner-

lichung der guten Beziehung zum verlorenen Objekt und dessen Funktionen, Idealen, Zielen etc. das eigene Selbst bereicherte und stabilisierte. Melancholie wird bekanntlich erzeugt, wenn der Zorn, der dem Objekt gilt, das einen verlassen hat, verinnerlicht und gegen das eigene Ich gerichtet wird. Das „böse Introjekt“, d. h. die Verinnerlichung eines mit Wut, Rache und Entwertung besetzten Objekts, von dem eine Trennung erfolgte, verhindert eine Erweiterung des Ichs mit Hilfe neuer und vielfältiger Identifikationen und damit eine Reifung der Person. Die Folge ist eine dauernde Vorwurfshaltung, gemischt mit unbefriedigten Abhängigkeitsbedürfnissen und Selbsthaß. Unter diesen Umständen bleiben Möglichkeiten unentwickelt, die die Grundlage altersentsprechender Autonomie sind. Das zeigt, wie bedeutsam eine Trennung zur rechten Zeit ist, die keinen Zorn oder übergroße Schuldgefühle und/oder Strafbedürfnisse erweckt, sondern von beiden Eltern gefördert wird, so daß kein endgültiger Abbruch der wichtigen Beziehungen erfolgt. Nur so können Trennungen zu Identifikationen führen, die sich bereichernd für das Selbst integrieren lassen und sich nicht gegen das eigene Ich wenden. Melancholie und Selbstwertgefühlsstörungen sind bekanntlich immer miteinander verbunden.

Nur wenn die Beziehung zwischen den Eltern nicht von der Wiederholung frühkindlicher egozentrischer Bindung an die Mutter geprägt ist, d. h. nur, wenn beide zu einer einführenden Beziehung zu mehreren Personen gleichzeitig fähig sind, kann auch das Kind sowohl mit seinen Abhängigkeiten als auch mit seiner Trennungs- und Triangulierungsproblematik verstanden werden.

Bei einem solchen Beziehungsmuster braucht auch der Penis nicht notwendigerweise zum Symbol für männliche Allmacht einerseits und weiblichen Mangel andererseits zu werden, noch braucht er einen Ersatz für die Mutterbrust darzustellen und orale Befriedigungswünsche zu erfüllen; er kann dann vielmehr vom Mädchen als Ausdruck menschlicher Vielfalt und Verschiedenartigkeit verstanden werden und damit die Fähigkeit symbolisieren, neue Arten von Objektbeziehungen eingehen zu können. Hand in Hand damit entwickeln sich psychische Differenzierungen: zwischen Objekt und Objekt, zwischen Selbst und Objekt kann zunehmend schattierungsreicher unterschieden werden.

Auch die Forschungen von René Spitz (1965), Edith Jacobson (1937, 1964), Fraiberg (1969), Tolpin (1971) u. a. führten zu neuen Erkenntnissen über Entwicklungen in der frühen Kindheit und über die Entstehung geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen. Über vielfältige kleine Verinnerlichungsschritte eignet sich das Kind mütterliche Funktionen, Haltungen, Reaktionsweisen etc. an, die den Ursprung seiner psychischen Entwicklung und den Beginn seiner Individuation bilden. Die langsam sich herstellende Fähigkeit zur zeitweiligen äußeren Trennung von der Mutter ist das Kriterium, an dem die Entwicklung der inneren Autonomie, d. h. die Entwicklung von Selbst- und Objektrepräsentanzen und ihrer Trennung voneinander, sowie der Objekt Konstanz und der Entwicklung einer evokati-

ven Gedächtnisfähigkeit des Kindes gemessen werden kann. Wenn diese Trennungsfähigkeit bis zu einem gewissen Grad erlangt worden ist, können auch ambivalente Gefühle ein und demselben Menschen gegenüber ertragen werden; die Spaltung in ein gutes und böses Objekt wird langsam überwunden. Es ist klar: symbiotische Wünsche nach Vereinigung mit der guten Mutter-Imago bleiben ein Leben lang bestehen. Manche Analytiker haben deswegen den sich über alle Phasen des Lebens erstreckenden, mühevollen Prozeß des Erwachsenwerdens, der immer mit partiellem Abschied von bisherigen Formen der Objektbeziehungen und deswegen mit Angst vor dem Objektverlust gepaart ist, mit einem lebenslangen Trauerprozeß verglichen.

Wie wir wissen, identifizieren sich beide Geschlechter mit der in ihrer frühen Kindheit für sie allmächtigen Mutter, von deren Zuwendung sie völlig abhängig waren. Skolnikow, Kestenber (vgl. Galenson, 1976), Jacobson (1950) u. a. haben darüber berichtet, daß Knabe wie Mädchen häufig Phantasien äußern, ein Kind haben zu wollen. Auch von normalen männlichen Adoleszenten werden ähnliche Wünsche und Phantasien berichtet. Der Wunsch nach einem Kind ist zeitlich früher zu beobachten als der nach einem Penis. Der Gebär- und Brustneid, der Neid auf die allmächtige Versorgungsfähigkeit der Mutter, verbunden mit dem Haß, der durch die völlige Abhängigkeit von ihr entsteht, wird beiden Geschlechtern gleichermaßen zugesprochen. Schon Freud (1905) stellte fest, daß das erste Problem, womit das Kind sich beschäftigt, nicht die Frage des Geschlechtsunterschiedes, sondern des Rätsels sei, woher die Kinder kommen.

Die schrittweise Verinnerlichung der versorgenden, tröstenden und Sicherheit spendenden mütterlichen Funktionen hilft, Angst, Haß und die Hilflosigkeit des Kindes zu überwinden, und führt auch beim Knaben dazu, daß er sich später Kindern gegenüber „väterlich“ verhalten kann. Darauf machte uns schon Zilboorg (1944) aufmerksam.

Unsere Kultur verlangt aber immer noch vom Knaben, daß er besondere männliche Eigenschaften entwickelt. Er wird schon früh zu einem aggressiv-selbstbehauptenden, gefühlsunterdrückenden Verhalten — zumindest außerhalb der Familie — angeleitet. Wenn er in diesen ihm aufgezwungenen Lebenskämpfen bei der Mutter Trost sucht, pflegt auch sie ihm mit Unverständnis zu begegnen und ihn zu sogenannter „Männlichkeit“ anzuhalten. Hier wird dem Individuationsbedürfnis eine falsche, weil von außen aufgezwungene Richtung gegeben, die das gesellschaftstypische Verhalten des Mannes fördert. Denn zu gleicher Zeit wird es innerhalb der Familie infolge der unterschiedlichen geschlechtsspezifischen Erziehung dem Knaben viel mehr erlaubt als dem Mädchen, egoistischen Launen

nachzugeben. Er braucht sich weniger in die Bedürfnisse der anderen Familienmitglieder einzufühlen, wird weniger zur Hilfe im Hause verpflichtet etc. als das Mädchen.

Greenson (1968, S. 370) sieht in der Ent-Identifizierung des Knaben gegenüber der Mutter die Bedingung dafür, daß er sich ungestört mit dem Vater identifizieren und eine stabile Geschlechtsidentität entwickeln kann. Eine langsame Lösung von der symbiotischen Beziehung zur Mutter und die Zuwendung zu einem Dritten, die Fähigkeit zur Triangulierung in der Wiederannäherungsphase muß aber für beide Geschlechter als Grundlage für die Entwicklung zur Selbständigkeit angesehen werden. Es ist die Frage, ob eine geschlechtsspezifische Ent-Identifizierung gegenüber der Mutter, wie Greenson sie als notwendig für den Knaben ansieht, tatsächlich wünschenswert ist.

Wenn z. B. die Mutter in unserer Gesellschaft den Knaben von sich weg und in das, was noch bei vielen als „männlich“ verstanden wird, hineinstößt, erleben wir oft, daß sie damit für ihn eine wichtige Identifikationslinie traumatisch unterbricht. Dadurch kann sie den untergründigen Haß des Knaben auf seine Mutter — und später auf alle Frauen — noch verstärken, der nach Zilboorg, Chasseguet-Smirgel u. a. in der frühen Abhängigkeit von der allmächtigen Mutter, mit der sich immer Gefühle der Enttäuschung und Hilflosigkeit verbinden, seine Wurzeln hat. Hinter der tiefsitzenden Angst vor der Mutter und dem untergründigen Haß des Mannes auf sie (und später auf die Frau) verbergen sich nach Zilboorg allerdings letztlich Projektionen eigener, aus der Frühgeschichte stammender, mörderischer Wünsche ihr gegenüber.

Wenn die Individuation, d. h. die Bildung von Selbst- und Objektrepräsentanzen, einigermaßen gelungen ist und das Selbstbild einen inneren Zusammenhang erhalten hat, sollte auch der Körper, seinem Geschlecht entsprechend, als intakt empfunden werden. Eine solche positive Entwicklung hängt davon ab, welche unbewußten Erwartungen, Vorstellungen und Bewertungen die Eltern dem Kind entgegenbringen. Die Bewunderung durch die Eltern ist in den frühen Übergangsphasen des 1. und 2. Lebensjahrs von besonderer Bedeutung, wie die Forschungen Margaret Mahlers gezeigt haben. In unserer Gesellschaft wird aber das Mädchen schon von klein auf damit konfrontiert, daß im allgemeinen der Bruder ihr vorgezogen wird oder beide Eltern lieber einen Sohn gehabt hätten. Diese Ambivalenz der Gefühle ihrer Tochter gegenüber und die Art ihrer psychischen Verarbeitung muß als erste Ursache für die Entwicklung der Minderwertigkeitsgefühle der Frau angesehen werden. Denn intrapsychische Prozesse und Konflikte lassen sich nur im Zusammenhang mit den Bezie-

hungen zu den wichtigsten Objekten, insbesondere der Kindheit, verstehen, wie Loewald, Mahler u. a. es dargestellt haben.

Das vorherrschende Problem ist, wie sich die unterschiedlichen Rollenanweisungen und Verinnerlichungen zu einem in sich zusammenhängenden Selbstbild vereinigen lassen. Wenn von der Mutter dem Kind widersprüchliche Verhaltensweisen, Erwartungen und Wertvorstellungen übermittelt werden, hat es das kleine Mädchen schwer, ein strukturiertes, autonomes Selbstbild zu formen. Zu einer solchen Entwicklung trägt eine familiäre Konstellation bei, die häufig beobachtet werden kann und die die Familienatmosphäre in typischer Weise prägt. Kurz zusammengefaßt sieht sie etwa folgendermaßen aus: Dem Vater wird als Berufstätigem und als dem Vertreter der Gesellschaft, von dem man ökonomisch abhängig ist, ein weit höheres Prestige in Fragen der Intelligenz und des sozialen Einflusses zugemessen. In dieser Hinsicht stellt er ein Ideal dar, das man verwirklichen möchte. Innerhalb der Familie ist er aber nicht selten ein verwöhntes Kind, das nicht gewillt ist, die Interessen anderer über die eigenen zu stellen, oder er ist in fordernder Weise abhängig von seiner Frau gelieben. Diese tyrannisch-infantile Seite des Vaters wird von der Mutter einerseits gefördert — ihrer eigenen Erziehung entsprechend —, andererseits insgeheim verachtet, eine Verachtung, die sich bewußt oder unbewußt auf die Kinder überträgt. Die Mutter pflegt innerhalb der Familie diejenige zu sein, an die sich alle wenden, die allein Hilfe bringen kann, wenn man sich schwach und elend fühlt. Außerhalb der Familie besitzt sie allerdings selten eine dem Mann entsprechende Position. Dort besteht eher die Tendenz — auch der eigenen Familie —, sich lächerlich über sie zu machen oder sich ihrer gar zu schämen.

Eine Mutter, die einerseits in Identifikation mit den Mitgliedern der Gesellschaft, in der sie lebt, alles Männliche idealisiert, dem Vater wie selbstverständlich alle Macht außerhalb der Familie überläßt, ihm in der Familie Regression auf kindliche Verhaltensweisen erlaubt, ihm deswegen aber andererseits untergründige Verachtung entgegenbringt, stellt für das heranwachsende Mädchen ein verwirrendes Vorbild dar. Denn die Tochter einer solchen Mutter, die als typisch für unsere Gesellschaft gelten kann, bemerkt sehr bald deren Minderbewertung alles Weiblichen, also auch der eigenen Person. Nicht selten macht sie diese ihr sonst unverständliche Haltung, die sie oft nur unbewußt wahrnimmt, an den anatomischen Körperunterschieden fest. Wenn sie sich dann aber, um dem Gefühl des eigenen Unwerts zu entgehen, mit dem höher geachteten Vater oder Bruder zu identifizieren versucht, wird ihr auch das schwer gemacht, weil ihr ja gleichzeitig die geheime Verachtung des infantilen Anteils des Vaters, der

sich in der familiären Beziehung zur Mutter und den Kindern äußert, nicht entgeht. Viele der Haltungen und Funktionen ihrer Mutter hat sie im Laufe der Kindheit verinnerlicht; so übernimmt sie dann auch mit der Verachtung oder doch dem Gefühl der Zweitrangigkeit der eigenen Weiblichkeit die ambivalente Einstellung der Mutter zum Vater, zur Welt der Männer überhaupt. Einerseits fühlt sie sich den Männern überlegen, andererseits wird ihr nahegebracht und akzeptiert sie auch, daß sie als Frau unfähig sei, sich durchzusetzen, daß sie den Männern im beruflichen, intellektuellen und geistigen Leben hoffnungslos unterlegen sei. Die notwendige Lösung und die teilweise Ent-Identifizierung gegenüber der Mutter, die durch die Zuwendung zu einem dritten, meist dem Vater, erleichtert wird, wird durch diese Spaltung der Gefühle in Verachtung und Idealisierung beider Eltern gegenüber erschwert. Mit der Unfähigkeit, sich aus der frühen Zweierbeziehung genügend zu lösen, geht einher, daß ein Kind nur ungenügend die Fähigkeit entwickelt, den anderen Menschen als ein von ihm unterschiedliches Wesen voll zu erleben. Es vermag dann nur oberflächlich zu begreifen, daß ein anderer Mensch anders denken und fühlen kann als es selber und in seinem Handeln und Verhalten von anderen Motiven geleitet wird. Es wird ihm deswegen schwer fallen, sich in das Andersartige des anderen Menschen einzufühlen.

Man kann die beschriebene typische familiäre Konstellation — die Spaltung in Verachtung und Idealisierung der Eltern und die dadurch ausgelösten innerpsychischen Prozesse — natürlich auch im Sinne von Melanie Klein und Chasseguet-Smirgel interpretieren und sie als Folge von ungelösten anal-sadistischen Konflikten der Mutter, später der Tochter, ansehen. Aufgrund von sadistischen Wünschen, sich den Penis des Vaters anzueignen oder ihn der Mutter zu rauben, um sich gegen die allmächtige Mutter zu behaupten, entstehen Schuldgefühle. Als Abwehr gegen die Angst- und Schuldgefühle erregenden sadistischen Wünsche wird erst die den väterlichen Penis besitzende Mutter, später der Vater (Ehemann etc.) idealisiert und/oder es entstehen masochistische Verhaltensweisen. Nicht selten haben wir es auch mit einer „Identifikation mit dem Opfer“ (dem kastrierten Vater, der beraubten Mutter) und den entsprechenden Symptomen der Wertlosigkeit, der Leere etc. wie sie von Thomä (1967), Staewen-Haas (1970) u. a. beschrieben wurden, zu tun. Intrapsychische Konflikte entstehen aber nicht im leeren Raum, sondern innerhalb einer menschlichen Umgebung, d. h. sie sind psychische Verarbeitungen und Verinnerlichungen von elterlichen, bewußten und unbewußten Haltungen, Vorbildern, Forderungen, Projektionen etc., die wiederum gesellschaftstypische Machtstrukturen und Werturteile widerspiegeln, durch das Kind.

Es haben sich viele Kontroversen an der Frage entzündet, ob der Masochismus eine typisch weibliche Eigenschaft sei. Im Zusammenhang mit männlicher Gewalt gegen Frauen, im besonderen der sexuellen Vergewaltigung von Frauen, ist oft die Behauptung aufgestellt worden, die Frauen seien an solchen Handlungen selber schuld, sie würden aufgrund ihrer masochistischen Wünsche nach sexueller Unterwerfung die Gewalttätigkeit der Männer geradezu herausfordern. Freud meinte, daß die Erziehung, die Haltung der Gesellschaft und die psychischen Folgen ihres biologisch-anatomischen Schicksals der Frau gar nichts anderes übrig ließen, als die Aggression gegen sich selbst zu wenden, d. h. masochistischen Leidensdruck zu entwickeln. Darüber hinaus sei ihr Masochismus die Vorbedingung dafür, daß sie den Geschlechtsverkehr überhaupt genießen könne.

Der Masochismus wurde in der Psychiatrie zunächst als eine Perversion verstanden, in der die sexuelle Befriedigung an Schmerz oder Demütigung gebunden ist. In der psychoanalytischen Theorie fand bekanntlich eine Erweiterung dieses Konzepts statt. Es umfaßt hier auch den „moralischen Masochismus“, bei dem unbewußte Schuldgefühle das Bedürfnis nach Strafe auslösen. Das führt dazu, daß ein moralischer Masochist die Tendenz zeigt, sich in für ihn ungünstige Situationen zu bringen. Er tendiert dazu, sich selbst zu schaden. Mit dem Ausdruck „femininer Masochismus“ schließlich bezeichnete Freud eine Haltung, in der sich das Bedürfnis nach Geschlagen- und Vergewaltigtwerden im erotischen Sinne mit einer Neigung zur Unterwürfigkeit und zum mehr oder weniger demonstrativen, passiven Erdulden verbindet. Die psychoanalytische Erfahrung lehrte, daß diese Form des Masochismus, der als „feminin“ bezeichnet wurde, auch beim Mann anzutreffen ist. Dieser Widerspruch wurde mit Hilfe der Theorie der Bisexualität aller Menschen erklärt. Was bei der Frau aber als „natürlich“ galt, galt beim Mann als Perversion.

Psychoanalytiker begegnen bei ihren Patientinnen häufig Vergewaltigungsphantasien, die für diese sexuell stimulierend sind. Die klinische Erfahrung zeigt jedoch, daß es sich im Vergleich mit der realen Vergewaltigung um qualitativ andersartige Vorgänge handelt. Die real erlebten Vergewaltigungen werden so gut wie nie als lustvoll empfunden. Sie ziehen oft bleibende psychische Schäden nach sich. Phantasie und Wirklichkeit lassen sich hier weder in ihrem Inhalt noch in ihrer Wirkung gleichsetzen. Phantasien über sexuelle Vergewaltigungen sind nicht so brutal wie die Wirklichkeit, noch so bar aller Einfühlung wie die Realität. Sie machen auch — im Gegensatz zur tatsächlichen Vergewaltigung — nicht hilflos, im Gegenteil. Wer phantasiert, ist kein Opfer, er ist Schöpfer und Beherrscher der Situation, die er phantasiert.

Man muß annehmen, daß die Tatsache, daß masochistische Phantasien so zahlreich bei Frauen anzutreffen sind, auf ihre jahrhundertelange soziale und familiäre Fesselung zurückzuführen ist. Nur in Gesellschaftsordnungen, in denen die Herrschaft des „starken“ Mannes als Naturgesetz unbefragt hingenommen wird, konnten Vorstellungen von der Eroberung und Überwältigung sich wehrender Frauen sexuell besonders anregend wirken und sich entsprechend in den Phantasien und Verhaltensweisen beider Geschlechter niederschlagen. Gegen die Verinnerlichung solcher gesellschaftstypischen Haltungen konnten Frauen sich offenbar nur dadurch zur Wehr setzen, daß sie sich — wie mancher Dichter und Schriftsteller — mit Hilfe der Phantasie aus passiv unterdrückten Wesen zu aktiven Produzentinnen ihres femininen Leidens machten.

Diese vielfältigen Verknüpfungen von Realität und Phantasie, aber auch von Widersprüchen zwischen ihnen zeigen, daß man Vergewaltigungsphantasien nicht mit Strafbedürfnissen und masochistischen Charakterzügen gleichsetzen kann.

Übertrieben aufopferndes Verhalten — die Frau als demütige Dienerin, die Neigung, als Mutter für alle in der Familie „da zu sein“, wodurch die übrigen Familienmitglieder unselbständig und infantil bleiben —, solche Haltungen oder Charakterzüge sind die Konsequenz falscher Ideale, wie sie der Frau unserer Kultur seit Jahrhunderten aufgezwungen worden sind. Letztlich haben sie ihr aber mehr Verachtung als Bewunderung eingetragen. Es handelt sich um generationenalte Identifikationsketten, die nicht leicht zu durchbrechen sind. Das Ringen der Frau um Bewußtmachung ihres oft stereotyp gewordenen Verhaltens und der ihm zugrundeliegenden unbewußten Motive hat im letzten Jahrzehnt an Intensität gewonnen. Wenn es ihr gelingt, sich von ihrem Gefühl, quasi von Natur aus den Männern unterlegen zu sein, kritisch zu distanzieren und nach ihrer Herkunft zu forschen, ist schon viel gewonnen und eine Veränderung der Beziehung der Geschlechter zueinander ist abzusehen.

Das unbewußte Strafbedürfnis des moralischen Masochisten, der die Neigung hat, für ihn schädliche Situationen herzustellen, finden wir bei beiden Geschlechtern in gleichem Maße vor. Seine Wurzeln sind in der frühen Kindheit zu suchen. Insbesondere die als allmächtig empfundene Mutter der ersten Kinderjahre wird für die unvermeidlichen Enttäuschungen verantwortlich gemacht, die Abhängigkeit von ihr als Unterwerfung erlebt und entsprechend gehaßt. Da sie aber gleichzeitig geliebt wird und man in hohem Maße innerlich von ihr abhängig geblieben ist, wird der Haß verdrängt und als Reaktion darauf entwickeln sich angstvolle Schuld-

gefühle, die als Strafbedürfnis im Leben des moralischen Masochisten wieder auftauchen.

Die als sexuell lustvoll erlebten Vergewaltigungs-, Unterwerfungs- oder Erniedrigungsphantasien haben eine andere Funktion. Sie sind, wie schon gesagt, ein Versuch, passiv erlittene Befehlssituationen aktiv in kontrollierbare Situationen zu verkehren und aus Unlust Lust zu machen. Hilflosigkeit wird schrittweise überwunden, da die Phantasien dem eigenen Ich, der eigenen Kontrolle unterstehen.

Wenn Frauen dem Analytiker Phantasien von passiver sexueller Unterwerfung berichten, tun sie es oft mit dem Gefühl der Scham, gleichzeitig aber fehlt nicht selten ein Ton untergründigen Triumphes, dadurch Herr ihrer selbst und ihrer Lustmöglichkeiten zu sein. Angst und Scham der Frau ihrer Sexualität gegenüber bestehen vor allem, wenn es sich um sexuelle Erregung handelt, die in eigener Initiative herbeigeführt und erlebt wurde. Sexualität — so empfinden es nach wie vor die meisten Frauen — darf nur durch den Mann ausgelöst werden.

Männer mit sexuell stimulierenden masochistischen Phantasien erleben diese als besonders beschämend, sie fühlen sich diesen Phantasien mehr als Frauen ausgeliefert, weniger als Schöpfer ihrer Phantasien. Offenbar haben sie viel mehr Angst, die eigene Geschlechtsidentität zu verlieren, wenn sie sich Vergewaltigungs- oder Erniedrigungsphantasien gestatten. Sie erleben sie als pervers. Dennoch ist bekannt, daß auch Männer (wie z. B. Kafka und Proust) ihre masochistischen Phantasien und Haltungen kreativ zu nutzen vermochten. Die verschiedenen Biographen Prousts schildern übereinstimmend, daß er nach einem mit einem Freund verbrachten Abend die Gewohnheit hatte, die darauffolgende schlaflose Nacht damit zu verbringen, alles, was am Abend zuvor gesagt oder nicht gesagt worden war, auf das Subtilste zu analysieren und dem betreffenden Gesprächspartner darüber und über die ihm darin zugefügten Kränkungen lange Briefe zu schreiben. Aus der Umsetzung solcher Erlebnisse entstanden wichtige Teile seiner Werke. Der gleiche Proust war bekanntlich der dichterische Schöpfer ausführlicher Schlagzeilen sadomasochistischer Homosexueller und ihrer psychischen Verarbeitung. Selbst die sadomasochistischen Allmachtsphantasien der negativen Helden in den Werken Kafkas kompensieren die Ohnmacht ihrer Opfer. Beide, Proust wie Kafka, konnten sich ein Leben lang nicht von ihrer präödiptalen Mutter-Fixierung lösen. Den Haß in der Beziehung zu verleugnen, sich selbst für alle Enttäuschungen durch die Mutter verantwortlich zu erklären, um dadurch das Gefühl hilfloser Auslieferung zu überwinden, ist nicht selten die Ursache dafür, daß sich ma-

sochistische Verhaltensweisen entwickeln. Die traumatisch wirkenden narzißtischen Kränkungen der frühen Kindheit werden kompensiert, indem der Masochist sie sich selbst in eigener Regie zufügt (vgl. Eidelberg, 1934). Klinische Erfahrungen zeigen, daß die masochistischen Verhaltensweisen der Frau wie die hysterischen Symptome einem zeitbedingten Wandel unterworfen sind. Sie stellen komplizierte psychische Antworten auf gesellschaftliche Phänomene, die ihnen entsprechenden Erziehungsmethoden und die daraus sich entwickelnden „typisch weiblichen“ Charaktereigenschaften dar. In der masochistischen Aufopferungshaltung der Frau ein weibliches Ideal zu sehen, ist absurd. Es ist klar, daß es einen psychischen Masochismus ohne die andere Seite der Medaille, d. h. den psychischen Sadismus, nicht geben kann. Als Analytiker ist uns die passive Aggressivität masochistischer Frauen besonders gut bekannt, die ständig dazu neigen, sich vorwurfsvoll zu verhalten und mit ihrer Aufopferungshaltung und Demutsattitüde anderen Schuldgefühle zu machen oder sie dadurch in permanenter Abhängigkeit zu halten.

Die Entwicklung eines stabilen Selbstwertgefühls des Mädchens ist aber bei unserer Art der Erziehung und der bewußten und unbewußten Einstellung der Eltern ihm gegenüber nach wie vor gefährdet. Zunehmend geraten die gesellschaftlichen Rollenerwartungen in Fluß. Das Gefühl der Unsicherheit verstärkt sich für die Frauen noch umfassender als für Männer. Widersprüchliche Forderungen machen sich geltend: Frauen sollen in unserer Kultur lernen, sich selbständig zu machen. Zugleich können sie Freiheitsmöglichkeiten nicht ausnutzen, weil ihnen die familiären, beruflichen und psychischen Voraussetzungen dafür fehlen. Das vermittelt ihnen ein sich verstärkendes Gefühl der Wertlosigkeit. Sie sollen eine sich in die komplizierten psychischen Probleme ihrer Kinder einfühlende Mutter sein, eine gute Hausfrau abgeben, darüber hinaus aber die gleichberechtigte Partnerin ihres Mannes sein, die sich auch beruflich durchsetzen kann. Das sind Forderungen, die kaum jemand erfüllen kann.

Nach Freud ist die Frau narzißtischer als der Mann, weil sie mit der Kränkung, keinen Penis zu besitzen, der als Symbol der Macht und Vollkommenheit gilt, nicht fertig werden kann. Er sagte: „Wir schreiben also der Weiblichkeit ein höheres Maß von Narzißmus zu, das noch ihre Objektwahl beeinflusst, so daß geliebt zu werden dem Weib ein stärkeres Bedürfnis ist als zu lieben. An der körperlichen Eitelkeit des Weibes ist noch die Wirkung des Penisneides mitbeteiligt, da sie ihre Reize als späte Entschädigung für die ursprüngliche sexuelle Minderwertigkeit um so höher einschätzen muß“ (1933, S. 141 f.). Diese Meinung Freuds wird von den meisten Psychoanalytikern bis heute geteilt.

Obwohl man sich in der Psychoanalyse immer mehr darüber im klaren ist, welche Bedeutung der Aufbau eines stabilen Selbstwertgefühls für die weitere Entwicklung jedes Menschen hat, ist vom „typisch“ weiblichen Narzißmus fast immer in abwertendem Sinne die Rede. Wer so argumentiert, hält Frauen für liebesunfähig, da sie mit ihrem übermäßigen Bedürfnis nach Bewunderung und Geliebtwerden egozentrisch um sich selbst kreisen. Was dann aber als Narzißmus der Frau und Beziehungsfähigkeit des Mannes dargestellt wird, ist wenig überzeugend. So liest man z. B. bei Grunberger (1964, S. 100 ff.), daß die „narzißtische“ Frau sich hingibt, um geliebt zu werden, während der (nicht narzißtische) Mann eine sexuelle Triebbefriedigung sucht und seiner Partnerin nur deswegen eine narzißtische Bestätigung gibt, um sein Triebziel zu erreichen. Mit anderen Worten: die liebesuchende Frau ist narzißtisch und der Mann, für den die Frau nur ein Sexualobjekt darstellt, ist es nicht. Weiterhin wird die Neigung der Frau, ihre Liebesbeziehungen dauerhaft zu gestalten und sich nicht, wie der Mann, nach kurzfristiger Verliebtheit wieder „ernsteren Dingen“ zuzuwenden, als typisch weiblich narzißtisch bezeichnet.

In der Psychoanalyse werden im wesentlichen zwei Ursachen dafür angegeben, daß die Frau ihren narzißtischen Bedürfnissen ausgeliefert bleibe: 1) das schon mehrfach erwähnte unüberwindbare Gefühl der eigenen anatomischen Minderwertigkeit, 2) die ambivalente Liebe der Mutter ihrer Tochter gegenüber. Grunberger meint, daß das kleine Mädchen niemals imstande sei, sich seine narzißtische Bestätigung selber zu geben, da ihm die uneingeschränkte Anerkennung der Mutter versagt bleibe. Der Grund dafür liege in der Triebnatur des Menschen: Mutter und Tochter könnten keine adäquaten Sexualobjekte füreinander sein, deswegen sei die Liebe zwischen beiden niemals eindeutig, sondern immer ambivalent.

Bei Grunberger wie bei Freud handelt es sich also um unabänderliche Gegebenheiten — bei dem einen um biologisch-sexuelle, bei dem anderen um anatomische, die als Ursache der tiefgehenden Minderwertigkeitsgefühle und der daraus sich entwickelnden narzißtischen Selbstbezogenheit der Frau angesehen werden. Nur die Geburt eines Sohnes gilt letztlich als Kompensation für das Selbstwertdefizit der Frau. Das Verhältnis von Mutter und Sohn wird als die vollkommenste menschliche Beziehung angesehen. Freud sagte dazu: „Daß das alte Moment des Penismangels seine Kraft noch immer nicht eingebüßt hat, zeigt sich in der verschiedenen Reaktion der Mutter auf die Geburt eines Sohnes und einer Tochter. Nur das Verhältnis zum Sohn bringt der Mutter uneingeschränkt Befriedigung; es ist überhaupt die vollkommenste, am ehesten ambivalenzfreie aller menschlichen Beziehungen“ (1933, S. 143). Hier erhält die Mutter plötz-

lich einen Wert, den Freud sonst den Frauen abspricht. Er selber sagte: „Das ist alles, was ich Ihnen über die Weiblichkeit zu sagen hatte. Es ist gewiß unvollständig und fragmentarisch, klingt auch nicht immer freundlich“ (a. a. O., S. 145).

Die Bedeutung der Mutter für die Entwicklung ihrer Kinder, ob Junge oder Mädchen, ist mittlerweile von zahlreichen Psychoanalytikern erkannt und genauestens erforscht worden. Von ihrer Einfühlung in deren Bedürfnisse ist die Entwicklung des Selbstwertgefühls bei Sohn und Tochter abhängig. Es wird als selbstverständlich angesehen, daß die Mutter sich weit mehr als der Vater in die kleinen Kinder einzufühlen vermag. Wenn deren psychische Entwicklung gestört verläuft, wird unweigerlich ihr dafür die Schuld zugeschrieben.

Man sieht, die psychoanalytischen Theorien über die Frauen sind in sich widersprüchlich: einerseits gilt die Frau als besonders narzißtisch, weil sie aufgrund der beschriebenen frühkindlichen Kränkungen kein gesundes Selbstwertgefühl entwickeln kann, andererseits wird es als selbstverständlich angesehen, daß sie wie kein anderes Familienmitglied sich in das kleine Kind einfühlen kann. „Die Mutter als Schicksal“ (Schottlaender, 1946) — diese These gilt für die meisten Psychoanalytiker immer noch. Von ihr wird das geradezu Unmögliche verlangt. Wie aber soll eine Frau leisten, was heute von einer Mutter an Liebe und Einfühlung gefordert wird, wenn ihr selber nie ambivalenzfreie Liebe gegeben wurde, wie es doch die psychoanalytischen Theorien andererseits darstellen? Mit Recht wird den Einfühlungsstörungen in der Mutter-Kind-Beziehung große Bedeutung für die weitere Entwicklung des Kindes zugemessen, aber die Schuld-Last, die der Mutter auf diese Weise aufgebürdet wird, ist erdrückend. Hier liegt sowohl eine Überforderung der Mutter als auch eine Idealisierung vor.

Liest man manche der Autoren, die sich dafür einsetzen, daß dem Kind wie dem Erwachsenen mehr narzißtische Bestätigung gegeben werden sollte, genauer, so fällt einem bei aller Anerkennung dieser Bemühungen auf, daß den Störungen in der Entwicklung eines gesunden Narzißmus beim Mann weit mehr Aufmerksamkeit zuteil wird, als das bei der Frau der Fall ist.

Kohut hält es für erwiesen, daß für die Entwicklung des Selbstwertgefühls und der Integration der psychischen Strukturen zu einem eigenständigen Selbst die Bewunderung des Kindes durch die Mutter ausschlaggebend ist. Sie vor allem muß Verständnis für dessen Bedürfnis haben, sich selbst zur Schau zu stellen, angestaunt zu werden, Begeisterung für seine Fortschritte zu erregen. Von entsprechender psychischer Bedeutung sei es aber, daß dem

weibl. Blick, als bestärkender, wird
gefordert

Kind die Möglichkeit geboten werde, einen Erwachsenen zu idealisieren. Dafür sei vor allem der Vater zuständig, der seinem Kind gegenüber eine entsprechende Rolle einzunehmen habe. Nur kurz streift Kohut die Problematik der weiblichen Entwicklung. Er kommt zu dem Schluß, daß beim kleinen Mädchen wohl dem Knaben parallele Bedürfnisse vorliegen. Gelegentlich könne allerdings auch die Mutter die Idealisierungsbedürfnisse des kleinen Mädchens befriedigen. Auf jeden Fall müsse man mit einer pathologischen Entwicklung des Selbst rechnen, wenn es an Vorbildfiguren fehle, die idealisiert werden können.

Die bewundernde Mutter und der bewunderte Vater sollen dann im Laufe der kindlichen Entwicklung verinnerlicht werden, damit ein Kind Gefühle der Selbstachtung und der inneren Sicherheit aufbauen kann, die als Grundlage für die Entwicklung einer gefestigten Persönlichkeitsstruktur gelten.

Der „Glanz im Auge der Mutter“, d. h. die Bewunderung ihres Kindes, wird aber — nach den psychoanalytischen Theorien — hauptsächlich dem Knaben zuteil. Was aus dem Mädchen werden soll, das nur — siehe Freud, Grunberger und viele andere Analytiker — Ambivalenz von der Mutter zu erwarten hat, das bleibt auch bei Kohut offen.

Faktisch werden durch sein Modell männliche Vorstellungen von einer patriarchalischen Gesellschafts- und Wertordnung neuerlich wissenschaftlich legitimiert. Denn die Welt entspricht den kindlichen Bedürfnissen dann und erfüllt die Vorbedingungen für den Aufbau eines gesunden Selbstwertgefühls und der Integration der psychischen Strukturen zu einem eigenständigen kohäsiven Selbst, wenn der Vater idealisiert werden und die Mutter ihr Kind, d. h. natürlich vorwiegend ihren Sohn, bewundern kann.

Immer wieder haben Analytiker darauf hingewiesen, daß es die Abwehr gegen die frühkindliche Abhängigkeit von der als allmächtig erlebten Mutter ist, die als tiefere Ursache für die allgemeine Entwertung der Frau angesehen werden muß. Zu dieser entwertenden Tendenz gehört wahrscheinlich auch die Fixierung an die Vorstellung vom „typisch“ weiblichen Narzißmus, hinter der sich die Angst vor der eigenen Liebesunfähigkeit bzw. die Abwehr des aus zu großer Abhängigkeit geborenen Hasses verbirgt.

Denn gerade der Mann pflegt sich von seinem Bedürfnis nach Verwöhnung und Bewunderung durch eine mütterliche Frau nur selten ganz zu lösen und drängt deswegen auch in der Ehe seine Frau in die mütterlich-fürsorgende Rolle ihm gegenüber zurück. Er macht sie zur Mutter, nicht sie ihn zum Kind, wie Freud meinte, der sagte: „Selbst die Ehe ist nicht eher ver-

sichert, als bis es der Frau gelungen ist, ihren Mann auch zu ihrem Kind zu machen und die Mutter gegen ihn zu agieren“ (1933, S. 143).

Die Entwicklung eines stabilen Selbstwertgefühls des Mädchens ist aber, um es zu wiederholen, bei der bewußten und unbewußten Einstellung der Eltern ihm gegenüber nach wie vor in hohem Maße gefährdet. Je geringer nun das Selbstwertgefühl einer Frau ist, je weniger sie in der Lage war, ein strukturiertes, in sich gefestigtes Selbstbild zu entwickeln, um so abhängiger bleibt sie von der Anerkennung durch äußere Objekte. Das macht sie zu einer leichten Beute von Neid- und Eifersuchtsgefühlen und bringt die Gefahr der Regression auf frühe Formen von Objektbeziehungen mit sich. Identifikationen bleiben dann in der Nähe der Imitation oder es bilden sich als fremd erlebte Introjekte, die Angst und/oder Schuldgefühle, Fragmentierungen des Selbst- oder Körperbildes auslösen können, die den Penisneid perpetuieren.

Vieles von dem, was hier mit Hilfe neuerer Untersuchungen über die weibliche Entwicklung zusammengetragen wurde, haben wir schon bei Freud lesen können. Das bestätigt, daß trotz aller scheinbaren Veränderungen weiblicher Verhaltensweisen die darunterliegenden traditionsgebundenen, tief verwurzelten Wertvorstellungen und Haltungen sich nur langsam ändern, da sie in der Erziehung der Kinder wie in den bewußten und unbewußten Phantasien der Eltern weiter wirksam bleiben.

(Anschrift der Verf.: Dr. Margarete Mitscherlich-Nielsen, Myliusstraße 20, 6 Frankfurt a. M. 1)

Summary

On the psychoanalysis of femininity. — The author discusses core problems in the psychosexual development of women in the light of recent sexological and post-Freudian psychoanalytic investigations: superego development, the discovery of the vagina, the significance of penis envy, the role of the father, the unequal valuation of male and female children, masochism and narcissism. Changes which have taken place in the social definition and in the self-conception of women within recent decades have drawn attention to the societal matrix of sex roles behind the pseudo-natural determinants of ontogenesis.

BIBLIOGRAPHIE

- Abelin, E. L. (1971): Role of the father in the separation-individuation process. In: McDevitt, J. D., und C. F. Settlage (Hg.), *Separation-Individuation, Essays in Honor of Margaret Mahler*, New York (Int. Univ. Press) 1971, 229—252.
 — (1975): Some further observations and comments on the earliest role of the father. *Int. J. Ps.*, 56, 293—302.
 Benedek, T. und B. B. Rubenstein (1939): The correlation between ovarian activity and

- psychodynamic processes. I. The ovulation phase, II. The menstrual phase. *Psychosomatic Med.*, 1, 245—270 und 461—485.
- Benedek, T. (1960): Elternschaft als Entwicklungsphase. *Jb. d. Psa.*, 1, 35—61.
- Chasseguet-Smirgel, Janine (Hg.) (1964 a): *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität*. Frankfurt (Suhrkamp) 1974.
- (1964 b): Die weiblichen Schuldgefühle. In: dies. (Hg.), 1964, 134—191.
- Deutsch, Helene (1925): Psychologie des Weibes in den Funktionen der Fortpflanzung. *Int. Z. für Psa.*, 11, 40—59.
- Eidelberg, Ludwig (1934): Beiträge zum Studium des Masochismus. *Int. Z. für Psa.*, 20, 330—353.
- Fraiberg, S. (1969): Libidinal object constance and mental representation. *Psa. Study Child*, 24, 9—47.
- Freud, Sigmund (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. *GW V*, 27—145.
- (1910): Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne (Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens, I). *GW VIII*, 66—77.
- (1916/17): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *GW XI*.
- (1925): Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds. *GW XIV*, 17—30.
- (1933): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *GW XV*.
- Galenson, Eleanor (1976): Panel Report: Psychology of Women: Late Adolescence and Early Adulthood. *J. Am. Psa. Ass.*, 24, 631—645.
- Greenson, Ralph R. (1968): Dis-identifying from mother: its special importance for the boy. *Int. J. Psycho-Analysis*, 49, 370—374.
- Grunberger, Béla (1964): Beitrag zur Untersuchung des Narzißmus in der weiblichen Sexualität. In: Chasseguet-Smirgel (Hg.), 1964, 97—119.
- Horney, Karen (1923): Zur Genese des weiblichen Kastrationskomplexes. In: Horney (1973), 11—33.
- (1933): Die Verleugnung der Vagina. In: Horney (1977), 128—147.
- (1973): *Die Psychologie der Frau*. München (Kindler) 1977.
- Jacobson, Edith (1937): Wege der weiblichen Über-Ich-Bildung. *Int. Z. für Psa.*, 23, 402—412. (Nachdruck in diesem Heft der Psyche.)
- (1950): Development of the wish for a child in boys. *Psa. Study Child*, 5, 139—152.
- (1964): Das Selbst und die Welt der Objekte. Frankfurt (Suhrkamp) 1973.
- Jones, Ernest (1933): Die phallische Phase. *Int. Z. Psa.*, 19, 322—357.
- Kestenberg, Judith (1968): Outside and inside, male and female. *Journ. Am. Psa. Ass.*, 16, 457—520.
- Klein, Melanie (1932): *Die Psychoanalyse des Kindes*. Wien (Int. Psa. Vlg.).
- Loewald, Hans W. (1972): Negative therapeutic reaction. *J. Am. Psa. Ass.*, 20, H. 2, 235—245.
- Lowenfeld, Henry und Yela (1970): Die permissive Gesellschaft und das Überich. *Psyche*, 24, 706—720.
- Mahler, Margaret S. (1965): On the significance of the normal separation-individuation phase. In: Schur, M. (Hg.), *Drives, Affects, Behavior*, Bd. 2, 161—169. New York (International Universities Press).
- (1968): *Symbiose und Individuation*. Stuttgart (Klett) 1972.
- (1972): Rapprochement sub-phase of the separation-individuation process. *Psa. Quarterly*, 41, 487—506.
- (1974): *Symbiose und Individuation*. Die psychische Geburt des Menschenkindes. *Psyche*, 29, 1975, 609—625.
- , Fred Pine und Anni Bergmann (1975): *Die psychische Geburt des Menschen*. Frankfurt (S. Fischer) 1978.
- Marcuse, Herbert (1963): Das Veralten der Psychoanalyse. In: Marcuse, *Kultur und Gesellschaft*, Bd. 2, 85—106. Frankfurt (Suhrkamp) 1965.

- Mitscherlich, Alexander (1963): Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie. München (Piper).
- Mitscherlich-Nielsen, Margarete (1975): Psychoanalyse und weibliche Sexualität. *Psyche*, 29, 769—788.
- Müller, Josine (1931): Ein Beitrag zur Frage der Libidoentwicklung des Mädchens in der genitalen Phase. *Int. Z. Psa.*, 17, 256—262.
- Rotmann, Michael (1978): Über die Bedeutung des Vaters in der „Rapprochement-Phase“. *Erscheint in Psyche*, 32.
- Schmidt, Gunter (1975): Sexuelle Motivation und Kontrolle. In: Schorsch, E. und G. Schmidt (Hg.), *Ergebnisse zur Sexuallforschung*, 30—47. Köln (Kiepenheuer & Witsch)
- Schottlaender, Felix (1946): *Die Mutter als Schicksal*. Stuttgart (Klett).
- Sherfey, M. J. (1966): *Die Potenz der Frau. Wesen und Evolution der weiblichen Sexualität*. Köln (Kiepenheuer & Witsch) 1974.
- Spitz, René A. (1965): *Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehungen im ersten Lebensjahr*. Stuttgart (Klett) 1967.
- Staewen-Haas, Renate (1970): Identifizierung und weibliche Kastrationsangst. *Psyche*, 24, 23—39.
- Thomä, Helmut (1967): Konversionshysterie und weiblicher Kastrationskomplex. *Psyche*, 21, 827—847.
- Tolpin, M. (1971): On the beginning of a cohesive self. *Psa. Study Child*, 26, 316—352.
- Winnicott, D. W. (1953): Übergangsobjekte und Übergangsphänomene. *Psyche*, 23, 1969, 666—682.
- (1963): Die Entwicklung der Fähigkeit der Besorgnis. In: Winnicott, *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*, 93—105. München (Kindler) 1974.
- Zilboorg, Gregory (1944): Masculine and feminine: some biological and cultural aspects. *Psychiatry*, 7, 257—296.